

Martin Roemer

Auf Sternengang
Reisen nach Innen. Essays und Gedichte

ATHENA-Verlag

Einleitung

Trotzdem – dann eben nach Innen reisen

Die Frage, was wohl passiert wäre, wenn ein bestimmtes Ereignis nicht stattgefunden hätte – zum Beispiel das Attentat von Sarajewo 1914 –, soll man ja eigentlich meiden, obwohl entsprechende Spekulationen zu durchaus spannenden, manchmal sogar befreienden Resultaten führen können. Aber im Kern bleiben solche Gedankenexperimente natürlich überflüssig und nutzlos, sind bisweilen sogar kontraproduktiv. In meinem Fall allerdings kann ich Ihnen für das Jahr 2020 eine ganz konkrete Antwort geben.

Wäre nämlich nicht in China ein winziges, aber hochgefährliches Virus aufgetreten und hätte Europa sofort reagiert und alle Reise- und Flugverbindungen mit Ostasien umgehend gekappt, weil man ja weiß, dass sich bisher alle Epi- und Pandemien über Handelswege, durch Reisen und Verkehr sowie im Gepäck marodierender Heere verbreitet haben – dann hielten Sie jetzt ein Buch über Sizilien von mir in Händen. Daran arbeitete ich gerade, und nach einer Erkundung Ostsiziliens samt Ätna war bereits eine entsprechende Tour durch den Westen der Insel geplant. Aber ein Schriftsteller kann nur treffend über etwas schreiben, was er selbst gesehen und erlebt hat, es sei denn, er will wie Karl May diese Länder einfach phantasiervoll erfinden; der Mann aus Radebeul hat sogar einige Grundzüge und Charakteristika der entsprechenden Erdregionen aus der Ferne ganz gut getroffen. Aber mein Projekt sollte einer ernsthaften Auseinandersetzung mit der süditalienischen Insel gelten und die dortige Landschaft, Kunst und Geschichte nebst den Eigenheiten der dort lebenden Menschen nicht als bloße Staffage für einen frei dahinströmenden Erzählfluss nutzen. Die anvisierten Buchseiten zerfielen mir also buchstäblich binnen Sekunden zu Staub. Vielleicht bekommt Europa die Pandemie ja doch noch einmal soweit in den Griff, dass zumindest Reisen nach Palermo und Agrigent wieder zu akzeptablen und sicheren Bedingungen möglich sind.

Ich saß also auf dem Trockenen. Deich, Schafe und Elbe nahe am Haus sind zwar schön, aber ein vergleichbares Buchprojekt ergibt sich aus dieser Trias noch lange nicht. Alle Reiseziele erschienen mit einem Schlag illusorisch und mit zunehmender Pandemiedauer auch seltsam unreal. Interessant, wenn man durch Schleswig-Holstein fuhr, dass überhaupt alles noch da war, die Ortschaften, Felder und Wäldchen, die Sommerblumen und Störche. Erst langsam, nach etlichen Monaten, reifte ein Gedanke, dessen Ergebnis nun vor Ihnen liegt: Bloß kein Pandemie-Buch schreiben, das, wenn es gut geht – weil auch sonst alles gut gegangen ist –, die

Menschen höchstens für einen kurzen Moment zur Hand nehmen wollen, aber dann rasch weglegen werden, weil sich niemand mehr gerne an Corona erinnern will, zumal alle dann weiß Gott andere Sorgen haben, als ihren Leidensweg noch einmal in Schriftform nachzuverfolgen. Aber man könnte doch die Lebenssituation dieser lähmenden Pandemie zum Anlass nehmen, über Grundfragen unserer Existenz mit jener Ruhe nachzudenken, zu der uns alle die äußere Lage zwingt, man könnte also das tägliche Memento mori, mit dem man in diesen Zeiten ohnehin aufwacht, zum Ausgangspunkt einiger innerer geistiger Reisen wählen und sich selber damit überraschen, wo man am Ende anlangt. Corona käme also in den Texten vor, aber lediglich als ein Katalysator, der die Gedankenkette zündet und ins Laufen bringt. Was man in diesen Essays erreicht oder auch ausgelassen hat, könnte man ja in Gedichten spiegeln. Kurz gesagt: Nutze das, was dich ansonsten ausbremst, um produktiv zu sein. Unpolitisch sollte das kleine Werk nicht ausfallen, denn wie wir mit Corona umgehen, Probleme anpacken und überwinden – oder auch nicht –, ist eine hochpolitische und zugleich demokratietheoretische Frage, zumal der Klimawandel leider längst begonnen hat. Wenn Sie so wollen, habe ich den Tod, an den man jetzt gezwungenermaßen jeden Tag denken muss, zum Ausgangspunkt genommen, um darüber nachzugrübeln, wie wir die Welt organisieren müssten, damit alle ihre Lebenszeit entsprechend ihren Anlagen und Talenten gestalten könnten und dabei tatsächlich mit einem realen ›pursuit of happiness‹ ausgestattet wären – und wie wir einen sinnstiftenden Rahmen für unsere Existenz finden. Denn dass unsere Welt, angefangen mit unserem kleinen Land bis hin zu den großen globalen Ungleichgewichten, sich in einer gewaltigen Schiefelage befindet, hat uns die Pandemie ja noch einmal drastisch vor Augen geführt.

Wer also bin ich? Welche Bedingungen haben meine Sicht auf die Welt bestimmt? Wie begegne ich dem immer rascheren Wandel unserer Lebensverhältnisse? Meine existenzielle Angst, wie fange ich sie ein? Wie finde ich selbst meinen Frieden – und wie schaffen wir es, nicht durch Krieg und Raubbau an der Natur die Erde zu einem lebensfeindlichen Ort zu machen, zu dem es keine Alternative gibt? Und ist unsere Gesellschaftsordnung den extremen Belastungen und Anforderungen wirklich gewachsen? Wie erkenne und erspüre ich den rechten Augenblick, um meinem Leben die richtige Wendung zu geben? Welche Kraft hält die Liebe bereit? Und schließlich: Bleibt mein Leben letztlich unbehaust oder interessiert sich für mich womöglich doch eines Gottes durchdringender Blick?

Für mich selbst jedenfalls hat sich das Projekt bereits gelohnt: Meine Positionsbestimmung, wie ich die Dinge sehe, wird mir helfen, das letzte

Viertel oder, wenn es hochkommt, Drittel meines Lebens sinnvoll zu verbringen und mich dort einzumischen, wo es mir dringend nötig erscheint. Nein, ich bin dem Virus nicht dankbar, dass es mir diese Latenz- und Auszeit ermöglicht hat, das wäre pervers. Sagen wir es eher so, ich habe die vergangenen Monate genutzt, zum äußeren auch einen inneren Impfstoff zu entwickeln, der hoffentlich mich und vielleicht auch andere schützt. Denn wenn wir das Leiden einfach negieren, statt es uns anzuschauen, wird unsere Lebensbejahung weder kraftvoll noch tiefgründig sein. Dieses Buch beschreibt daher auch eine innere Entwicklung, an deren Ende es nach dunklen Anfängen Licht wird. Doch lesen Sie selbst.

Per aspera ad astra

*Exodus und Genesis:
Sebastião Salgado fotografiert die Welt*

Irgendwann war er es leid.
Er hatte alles Leid der Welt
in seine Kamera geholt. Jetzt
war sie ihm zu schwer, nur
schwarzer Klotz um seinen Hals,
er selber ausgebrannt und leer.
Nun war er's selbst, der schwankte,
wankte, fiel. Er stürzte aus der Welt.
Das war sein Exodus. Die Linse
war fast blind. Mit letzten Tränen
wischte er sie frei. Die Kamera lag
offen da. Die Bilder zogen aus.
Er speicherte – und löschte nichts.
Er wusste nur, es formatiert sich einst
an einem Tag, der jünger als sein Blick,
von selber neu. Er ließ die Samen
keimen aus dem Leid.

Dann wog er seine Kamera, und
siehe, sie war leicht. So leicht
bereit wie einst am allerersten Tag.
Er schöpfte selbst sich neu, schuf
mit den Augen nach den siebten Tag,
als alles gut besonnt, und saugte nur noch
Schönheit auf, bis alle Speicher voll
und sattgetränkt das Hirn. Mit jedem
Bild wog mehr das Instrument in seiner
Hand wie eines Spatzens Flügelschlag. –
Einst wird auch meine Kehle wund.
Dann wird erst Schweigen sein, und
Altpapier vergilbt. Drauf steigt
das Hohelied ans Licht und trifft
noch überm weißen Haupt der Sonne
Lobgesang, am Atmosphärenrand
beinah.

Corona, vom Klimawandel gekrönt

Viele haben zu Beginn des letzten Jahres zu Heines Bericht ›Ich rede von der Cholera‹ – Paris 1832 – gegriffen. Auch ich habe inzwischen das Bändchen gelesen – ein frühes Glanzstück des Journalismus, passend und findig sogleich zu Beginn der Pandemie wiederaufgelegt. Darin salopp und klug maskierte Empathie: Die Träne dringt durch die Hintertür herein. Es ist frappierend: Geschichte, und möchten Sie auch noch so wütend auf diesen Satz eindreschen, wiederholt sich, und sei es in Schleifen, mäandernd in lässlichen Schlingen, als legte ein weiß-grauer Lehrer uns Schülern die allzu zermümmelten Fragen in Abständen ungerührt vor. Wieder die Trias aus Negierung, Verdrängung und plötzlicher Panik, wieder die Attacken auf nutzlos verdächtige Bürger, wieder der Blick auf die Meute, gesteuert vom blinden Instinkt. Wieder Spagat zwischen Wissen und Raunen. Wieder die Schlangen vorm Friedhof, Fatalismus in jedem Gesicht. Wieder das Schielen auf rein ökonomische Mächte, die Maßnahmen klassenfixiert, und wieder erwischt es den Armen, der bedrängt sich zu schützen nicht weiß. Wieder können Wenige fliehen, hinaus auf das Land, während der Rest, relevant fürs System, gefesselt verbleibt, wo er ist. Die Aufstockung von Hartz IV steht folglich am Ende, Ersatz für die Mahlzeit in Schulen muss warten, erst fliegt mal der Kranich, dann jagt auch noch TUI vorbei. Wer reich ist, dem wird's an nichts mangeln, er geht, gut kuriert, auf die Bank. Heine hätte vermutlich gespottet: Inmitten der Massen von Masken der Leitkultur wahres Gesicht. Nur die Kirchen sind stiller als damals, man geht halt ganz passend auf Abstand. Jenen Priester in Bergamo, der still einem Jüngeren sein Beatmungsgerät überließ, ihn hätte sein wachsamer Blick wohl erfasst, denn treffender Spott und Respekt sind Geschwister.

In Heines Reportage sieht man Menschen vor Unwissenheit einfach nur um sich schlagen. Gehen wir noch weiter zurück: Wer konnte im Mittelalter schon wissen, dass der winzige Rattenfloh den Erreger der Pest übertrug? *Yersinia pestis* ist so unendlich klein, dass kein Mensch ihn mit bloßem Auge erkennt. Da hatten halt Juden die Brunnen vergiftet. Pogrome und schrecklicher Mord. Eine Minderheit findet sich immer. Doch ich kann den tobenden Mob von damals noch eher verstehen als die Corona-Leugner von heute, wo wir doch in der Lage sind, binnen weniger Tage die Ursache des Leids, erfolgreich sequenziert, zu bestimmen. Ein Fortschrittsgläubiger des 19. Jahrhunderts – etwa ein Robert Koch oder Emil von Behring – müsste heute verzweifeln: Man zeigt ihnen Gene, sie käuen nur wieder ihr Gries.

...

Vom falschen König

Aus Menschen werden jetzt Monaden, Publikum ist abgeschafft. Der Chef des Ethikrats hat Recht, die Zeit der Gottesdienste ist vorbei: Denn Nächstenliebe heißt Gefahr. Und wer den Mund nicht halten kann, des Hand klaut schnell noch Sagrotan. Das Virus löst für uns die Flüchtlingsfrage: Zur Ägäis ist's nun weit, und manches lässt man dort passieren, sind auch sonst die Grenzen zu. In vielen Kirchen hängt ein leeres Kreuz: Das meint, o Herr, wohl Quarantäne, und dein Segen hält zwei Meter Abstand ein? Die neue Dornenkrone ist ganz klein, ihr Schmerz liegt in der RNA versteckt: Der Mensch mutiert zum Tier zurück. Was schreibst du, Sohn vom Arzt, dir noch die Seele wund? Wer Gutes tut, klatscht Beifall vom Balkon: als fernen Dank für jeden, der noch retten mag, in all der Enge weiten will sein Herz, bis grenzenlos es liebt.

Nachrichtenfilter

Der eine kauft dem Nächsten seine Maske weg.
Man leugnet die Gefahr und brüllt dann ›Krieg‹.
Da rechnet einer vor, wie viel ein Menschenleben
kosten darf. Ab sechzigtausend Euro sei's vorbei.
Sie kaufen Waffenläden leer und keiner trifft. Im
Clinch Natur- und Grundgesetz: Im Tröpfchennebel
bloß ein Patt. Um unser Recht sorgt man sich sehr,
um das der Ungarn nicht. Gedacht wird nur begrenzt.
Die letzten Partys vor der Friedhofsmauer – Alte
dort, und Grufties hier. Hippokrates verrät sich selbst
und selektiert der Tränen Strom: Die einen rechts, die
andren links. Von draußen gellt der Wirtschaftsführer
Chor: ›Macht Platz, die Börse japst!‹ Die dritte Welt
bleibt ausgesperrt, die Menschheit dünnt sich aus.
Und wem die Flucht gelang, erwartet vor Europas
Tor den Tod. Und keiner fliegt als Maskennäher die
Verdammten ein. Gelangweilt holen Diktatoren kurz
die Totenmaske aus dem Schrank. Der neue Schmuck
schreckt rasch das Volk. Turkmenistan, Korea Nord:
Die schweigen wie ein Grab. Bei Gott, der Mullah
lügt bei jeder Zahl. Die Evangelikalen geben sich den
Judaskuss. Wir tragen weder anderer Leute Schulden mit
noch Schuld. Ein alter Priester starb bei Bergamo: Nicht
mich beatmet, einem Jüngeren gebt Luft. Das war's.

Plädoyer für die Angst

Gibt es kein Leben ohne Angst, wird sie uns lebenslang begleiten? Auch wenn es uns gelingen mag, unseren Alltag weitgehend angstfrei zu gestalten – was ja schon nicht wenig wäre –, wird jedenfalls eine Angst niemals ganz von uns ablassen, und zwar jene abgrundtiefe Furcht, die in der existenziellen Erkenntnis unserer Sterblichkeit wurzelt. Sie wird sich immer wieder, gleichsam wie ein Hintergrundrauschen vom Blutkreislauf in unseren Ohren, leise bemerkbar machen, um bei passender Gelegenheit hervorzubrechen. Nicht zuletzt sagt man ja beim Verlust von Angehörigen und Freunden, die Einschlüge kämen näher. Einen Menschen ohne jegliche Todesangst vermag ich mir nur schwer vorzustellen. Auch sehr Gläubige werden gegen solche Angstattacken nicht durchgängig gefeit sein. Vor Kurzem las ich, der Mensch könne gar nicht jederzeit zweifelsfrei glauben, Zweifel seien vielmehr integraler Bestandteil des Glaubensakts. So empfinde ich es auch, und nichts wäre mir widriger als die Vorstellung eines Gläubigen, der vor Gott sofort Angst bekäme, sobald sein Glaube einmal nachlässt. Wie immer Gott beschaffen ist, ohne Nachsichtigkeit für unsere natürliche Glaubenschwäche hätten wir es mit einer unbarmherzigen und nach unserem Wortgebrauch »unmenschlichen« Wesenheit zu tun, eher kleinlicher als wahrhaft göttlicher Natur.

Nein, vor der Angst gibt es keinen Ausweg, wir können ihr schon als Embryo und Kleinstkind begegnen. Erwachsenwerden wird leider oft genug damit verwechselt, Angst zu verleugnen, statt nur zu lernen, sie einzuhegen und einigermaßen sinnvoll mit ihr umzugehen. Wir wissen, dass durch frühkindliche Traumata erzeugte Ängste auch noch spät im Erwachsenenleben aufbrechen können und dass sie nur größer werden, wenn wir sie nicht anschauen und vor uns zugeben. Überhaupt der beste Weg: unserer Angst direkt in die Augen zu schauen, statt unseren Kopf abzuwenden. Sie zu verleugnen hieße, einen psychischen »Körperteil« von uns abzuspalten und damit unkontrollierbar zu machen. Vielleicht könnte man ihr leise »Schau mir in die Augen, Kleines« zurufen. Das würde die Machtverhältnisse schon etwas umkehren. Und wenn sie einmal ganz groß werden durfte, wird sie entzaubert und sich schließlich als alte Bekannte sogar verabschieden.

Jetzt, in der Pandemie, war oftmals zu lesen, Angst sei ein schlechter Ratgeber. Ich halte das, mit Verlaub, für einen ziemlich fahrlässigen Rat, weil er den Begriff »Angst« wählt, wo »Panik« stehen müsste. Angst kann sogar ein sehr guter Ratgeber sein, wenn es zum Beispiel darum geht, angesichts eines hochgefährlichen neuen Virus ausreichend Vorsicht vor einer An-

steckung walten zu lassen – zu unserem eigenen wie zum Schutz anderer, die auf uns angewiesen sind und uns vertrauen. Panik erst macht kopflos und führt zu hektischen, unbedachten Reaktionen, die meist nicht nur ihr Ziel verfehlen, sondern oft genug gerade zum Gegenteil des Erwünschten führen. In diesem Sinne muss man sich die Angst sogar zur Freundin machen, ihr gut zuhören, was sie will und was sie uns bedeutet, und dann klug abwägen, inwieweit man ihr nachgibt, registrieren, unter welchen Bedingungen sie weicht, und ausprobieren, ob sie ihre Warnung verstärkt, wenn man ihr zu widerstehen versucht. Und wer diese nicht einfache Freundin lange Zeit immer wieder verdrängt, den wird sie wohlgenährt in riesenhafter Schreckgestalt im Panikkostüm überfallen. Lassen Sie uns anhand einiger Konstellationen durchspielen, wie man sich in gravierenden Angstlagen verhalten könnte, miteingerechnet, dass nur wenige von uns mit einer Riesenportion Mut und Begabung zum Heldentum auf die Welt gekommen sind.

...

Abschied auf Raten

Er ist mitten in Hamburg (in München, in Stuttgart) und ist es doch nicht. Diese Stadt sei nur irgendwie ähnlich, leicht anders, er hält sie für kleiner (er kennt solche Orte von früher), bald müsse er wieder nach Hamburg (nach München, nach Stuttgart) zurück. Er fragt ständig, wie heißt diese Stadt, denn das stünde doch nirgends geschrieben, und glaubt keiner Seele, er sei noch daheim. Weicht der Geist aus der Welt, dann verdoppelt sich alles, Vexierspiel von Wänden aus höhnischem Glas. Kabinett auf der Kirbe, und nichts führt hinaus aus der grausigen Bude, er irrt ohne Eintritt hindurch wie ein tappendes Kind. Auch der Stadtplan täuscht alles bloß vor. Kaum begreifbar die alte, bekannte, nicht nennbar die neue, in ständigem Absprung bewohnte, uns andren verborgene Stadt, die nicht heißt und den Namen nicht nennt. Mit versteinern dem Blick steht er mitten im Leben im Tod seiner Stadt und durchstreift sie als Schatten im Licht. Und man sieht ihn und schaut einen Spiegel, der flackernd als Blinde uns zeigt. Wir besuchen nicht Hamburg (nicht München, nicht Stuttgart): Mit ihm an der Hand eine andere Welt. Wenn er lächelt (nur selten), dann immer ein wenig von Jenseits, vom Bordstein der anderen Seite der anderen Stadt.

Genesis

Sobald ich einen Vogel seh',
dann denk ich einen Schöpfer zu,
das geht ganz automatisch ab.
Dann hüpf, dann fliegt der Vogel fort,
Harpyien fallen pöckernd ein:
Den Pieper frisst die Katze auf,
und Mensch reißt Mensch die Rippen aus.
Ich sinn dem Automaten nach,
der Vögel killt, auf Nachbarn zielt:
Und leg das Schöpferblut auf Eis.

Krieg und Flucht – oder Solidarität unter uns Sterblichen?

Eines wissen wir mit Sicherheit: Wir müssen irgendwann sterben. Die Frist ist uns unbekannt. Alles andere bleibt Spekulation. Ob es ein Leben nach dem Tod gibt, ob wir womöglich wiedergeboren werden oder in ein Paradies eingehen oder was auch immer, all diese Vorstellungen verdanken sich einzig und allein einem persönlichen Glauben, den wir vielleicht mit einer Reihe von Menschen teilen. Ausgehen können wir nur von der Gewissheit unserer Sterblichkeit, davon, dass wir dieses eine Leben zur Verfügung haben, aber womöglich nicht mehr. Dass ich selber annehme, der Tod werde kein endgültiges Fallbeil sein, ist auf andere nicht übertragbar.

Wenn wir also allen Menschen Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, gleich was sie glauben oder nicht, kann als Basis gegenseitiger Achtung und wechselseitigen Respekts nur das Wissen um unser aller Sterblichkeit dienen – und zwar ungeachtet aller weiteren Glaubenshoffnungen. Wir dürfen unsere Mitmenschen nur nach Maßgabe des Gesicherten behandeln. Es bleibt uns überlassen, ihnen wegen unseres Glaubens noch zusätzlich Gutes zu tun; verboten aber ist, sie unter unseren Glauben zu zwingen. Folglich sollte, ja muss also jeder Mensch das Recht haben, sein Leben sinnvoll und in Freiheit nach seinem eigenen Gutdünken zu nutzen, ohne dabei anderen Schaden zuzufügen. Als ein individuelles ist jedes Leben einmalig. Darüber hinaus könnte es auch in einem weiteren Sinn des Wortes einmalig sein, sollte nämlich der Tod tatsächlich jegliche Fortsetzung unmöglich machen, die Lebenszeit also mit ihm unwiderruflich und unwiederholbar ablaufen.

Gläubigen muss man, will man eine innerweltliche und nicht religiös abgeleitete Ethik entwickeln, diesen Gedanken meist erst einmal nahebringen: dass man Leben nicht nur als gottgeschenkt wirklich achten und lieben kann, sondern auch der Nichtglaube Ehrfurcht vor der Sterblichkeit jeder Existenz einflößen sollte. Legen wir also einmal alle Gedanken an Gott und ein Weiterleben nach dem Tode beiseite: Dann hätten wir alle nur dieses eine einzige Mal die Chance, das Leben zu genießen, Freude zu empfinden und uns zu entfalten. Jedem Wesen, dem ich schade, vermindere oder zerstöre ich diese einzigartige Gelegenheit. So zu denken, wäre die konträre Position zu jener weitverbreiteten anderen, aus diesem einen Leben mit aller Macht herauszuholen, was nur geht. Gemeint ist mit der hier postulierten Achtung vor der Sterblichkeit nicht ein allgemeines Gerede von der Todesverfallenheit des Menschen, sondern ein wissender

Blick in die Augen des anderen, durchdrungen vom tiefen Gefühl: Auch du bist sterblich. Wie ich. Du teilst mein Schicksal.

Auch wenn dies gedanklich nicht unbedingt mein persönlicher Weg ist, könnte man auf diese Weise auch aus einer atheistischen Perspektive eine Ethik der Wertschätzung entwickeln. Da ich ja nicht weiß, ob ich mit meinem eigenen kleinen Glauben Recht habe, sondern sich die Möglichkeit des finalen Cuts nicht abstreiten lässt, darf ich nur davon ausgehen, dass mein Nächster ebenso nur ein einziges Mal auf der Welt weilt wie ich. Nun muss ich wählen, ob ich dem einsamen Weg der Egozentrik und des Egoismus folge oder mich für den Altruismus entscheide. Die Wegbestimmung sollte eigentlich umso leichter fallen, da nur letztere Variante den Krieg aller gegen aller wirksam verhindert.

Fanden Sie diese Gedankengänge nun ungewöhnlich oder gar schwierig? Wohl eher nicht, und ich behaupte weder, dass sie sonderlich originell sind, noch dass ich sie als erster gedacht hätte. Nur scheinen sie mir zu selten gedacht und dabei ernstgenommen zu werden. Spielen wir das Ganze doch einmal kurz durch, schicken Gott und alle Glaubensvorstellungen für die Dauer dieses Gedankenexperiments vor die Tür und schauen, was dabei herauskommt, wenn wir ausgehend von dieser doppelten Einmaligkeit des Lebens den Zustand der Welt betrachten.

Schnell wird deutlich, dass es mit der Gleichheit von Verwirklichungschancen eines jeden Menschen auf Erden etwa im Sinne von Amartya Sen schlecht bestellt ist. Eher wird die Näherin in armen Ländern ausgebeutet, damit wir uns hier Klamotten für ein paar Cent weniger vom Grabeltisch schnappen können, exportieren wir ungerührt unseren Elektroschrott nach Afrika, wo Kinder dann aus dem krebserzeugenden Giftmüll das noch Verwertbare für sich herausklauben, puffen wir unsere Abgase weiter gen Himmel, solange es nicht unsere Inseln sind, die im Meer versinken. Einmalig sind nicht die Leben in Nahost, ist eher die Höhe unserer Rüstungsexporte dorthin, sogar wenn sie in Diktaturen gehen, damit sie uns bloß die Flüchtlinge vom Leib halten. Ganz zu schweigen von der gern tolerierten Kluft zwischen Arm und Reich hierzulande, die sich nicht zuletzt in der ungleich verteilten Lebenserwartung widerspiegelt. Sie sehen, die Liste würde lang, zeichnet sich aber keineswegs durch Originalität aus. Nun kann man seufzen, protestieren, sich engagieren oder mit dem geläufigen Alltagszynismus darüber hinweggehen, aber eigentlich sollten wir doch erstaunt sein, wie leicht und unbedacht ständig mit der Einmaligkeit von Leben umgegangen wird, angefangen bei uns selbst.

Auf und davon

Was hindert mich,

wenn Irre bomben, bullern, ballern, wirre Hirne
Köpfe kappen, brüllend sich an Leichen laben,
Stümpfe stier mit Rümpfen rangeln, Mörderbrut
auf Särgen steppt,

wenn Nachbars Kind den Erdkreis sprengt, als
wär's ein Gürtel nur voll Hass, doch triste Priester
Triebstau triefen, bis die Krippe vollgesaut, wenn
Männer stets Raketen zählen, bis es einem wirklich
kommt,

wenn Cocktails kippt mit Resten Eis des Bären Geist
an Nordpols Strand, der Kinder Kreuzzug hören heiß
um Wasser fleht an Jordans Bett, wenn's hupt und pupt
den Globus rund im trüben Sud zur blauen Stund',

wenn glotzend tausend Nacken glauben, Glatzen
spiegelten die Welt, wenn ständig Gipfelgötter künden,
Rüstung mache satt die Welt, und Börsengurus
dröhnend wetten, Hunger sei ein Mordsgeschäft,

wenn jeder sich unsterblich wähnt, auf Selfies in
der Hölle lacht, und Pornos gleich im Schlachthaus
dreht,

sag, lieber Gott, was hindert mich? Nur rasch zu dir!
Du schickst mich fort, reißt meinen Jammerpsalm
entzwei, das reiche nicht?

Affenfelsen

Ganz unten kommen große hin,
Gorillas aus der Väterzeit.
Dann eine Lage Perser drauf,
packt Spartas Helden quer dazu.
Den Hunnensturm aufs Römerheer,
die Völker mischt schön kunterbunt,
vergesst nicht Goten, Ost und West.
Mongolen her, den ganzen Schub,
die Ketzer stopft ihr gleich dazu,
von Hexen nehmt, was nicht verbrannt.
Azteken, Mayas kommen dran,
die Lage Inkas liegt bereit.
Ein großer Stapel Nachschub naht
von dreißig Jahren Beutezug,
sie nannten es erst Glaubenskrieg,
dann glaubte jeder an sich selbst.
An Schwarzen wird kein Mangel sein,
ganz dunkler Kontinent die Schicht.
Und was man ihnen abgehackt,
reicht für ein ganzes Stockwerk aus.
Passt auf, das wackelt schon, gebt Acht,
denn halb Europa braucht jetzt Platz,
was man in Schützengräben fand,
Verdun legt auf und Langemarck,
und was im Feuersturm verglüht,
grabt Russland auf, am Mittelmeer,
bis Fünfundvierzig blieb nichts heil.
Ein ganzes Volk, ins Nichts vergast,
wiegt schwerer als ein Gräberfeld.
Für Pausen ist jetzt keine Zeit,
ein Trupp sucht Indochina ab,
der nächste geht nach Afrika,
Ruanda, Kongo lohnen sich,
dann kehrt im Nahen Osten auf,
da müsst ihr mehrmals hin im Jahr,
und dann zum Hindukusch mit euch!

Längst wächst uns übern Kopf der Turm,
man dächte, gleich erschlägt er uns:
Doch Ich und Du gibt keine Ruh,
der nächste Schädel, das bist du.

Bitte um inneren und äußeren Frieden

Friede ist ein wunderbarer Zustand höchster Harmonie. Von Dauer sollte er sein, so unser Ideal, und umfassend, weltumspannend ebenso wie unser eigenes kleines Leben umgreifend. Kant hat seine Schrift über den Weg zu einer weltweiten Völkerverständigung folglich auch ›Vom ewigen Frieden‹ betitelt, auch wenn er wie wir alle gewusst hat, wie schwer er sich in der Realität bewahren lässt. Fest daran zu glauben, dass die Menschheit jemals eine stabile Basis für Frieden errichten kann, ist zu einem Zeitpunkt, an dem der Klimawandel bereits die künftigen Konfliktlinien vorzeichnet, vielleicht etwas naiv.

Immerhin: Krieg wird seit den letzten Jahrzehnten als Mittel der Politik zunehmend in Frage gestellt. Insgesamt legen wir heutzutage, auch wenn es manchmal nicht so scheint, mehr kriegerische Auseinandersetzungen durch – oft genug schiefe – Kompromisse bei als früher. Zu dieser Entwicklung hat sicherlich beigetragen, dass im zwanzigsten Jahrhundert Massenvernichtungswaffen entwickelt worden sind, mit deren Anwendung sich die Menschheit binnen kürzester Zeit selber auslöschen könnte. Umgekehrt lässt das Schielen auf automatische, computergestützte und von Robotern gesteuerte Waffensysteme neues Unheil erwarten. Vielleicht siegt unsere vorzeitliche Hirnprogrammierung doch noch, wird uns zum Verhängnis, dass sich beide Hirnhälften nicht gleichmäßig entwickeln.

Man sagt leicht, die Menschheit hätte es selbst in der Hand. Aber es ist nicht die Menschheit, die darüber abstimmt, nicht Völker votieren, sondern einige wenige sind es meist, deren Interessen und Machtspiele ausschlaggebend sind für den nächsten Krieg. Und man muss es sich eingestehen: Es war eben nicht die Friedensbewegung, die das Ende des Kalten Kriegs herbeigeführt hat. Das Sowjetsystem ist an seinen eigenen inneren Widersprüchen zugrunde gegangen und musste ökonomisch kapitulieren, weil es – gerade angesichts der westlichen Aufrüstung – schlicht pleite war. Bei allem Jubel über das Ende dieser bedrohlichen Phase ist oft übersehen worden, dass am Schluss zwar einsichtsvolles Verhalten eingesetzt hat, der Konflikt selbst aber letztlich durch reine Machtpolitik entschieden worden ist.

So ruht Kant noch immer in seinem unzerstörten Grab am wiederhergestellten Königsberger Dom; aber er wäre sehr unglücklich über die heute von Russland um den dortigen eisfreien Hafen herum in Kaliningrader Oblast gehorteten Waffen. Man mag sein Grabmal in dieser Umgebung mitten in der völlig umgepflügten Stadt als Symbol für die Widerstän-

digkeit des Geistes deuten. Aber es steht zugleich für den Triumph realer Aporie über luzide Utopie.

Wie aber inneren Frieden finden in einer Zeit, in der die Welt wieder bedrohlicher zu werden, vom Ideal sinnvoller Strukturiertheit wieder zunehmend abzurücken scheint, sich Autokraten dominant breitzumachen beginnen, während Demokratien immer stärker ins Taumeln geraten? Wie soll man innere Ruhe bewahren in Zeiten einer Pandemie, die jedes Grundgefühl existenzieller Sicherheit erschüttern muss? Leider beweist die Entwicklung zusehends, dass jene Demokratie, in der wir uns einigermaßen geborgen wähnten, mit ihrer hilf- und ratlos hin und her flatternden Politikerkaste ausgerechnet jetzt weniger geschützt als es autoritäre Staatsformen vermögen, in denen auch um den Preis von Vertuschung und Lüge jemand mit brutaler Eindeutigkeit den Weg weist. Momentan darf sich der Mensch, physisch und psychisch durch eine Naturkatastrophe bedroht, in der freien westlichen Demokratie reichlich unbehaust, ungeschützt und allein fühlen. Sicherheit von oben vermisst er schmerzlich, zumal Theologen und Philosophen sich selber auch nur verhalten äußern, als suchten sie selber noch Rat.

...

Wechselgesang für die Wolken

Madeira gewidmet

Wolken, verhängend die Hänge,
Wolken, enthüllend den Thron.
Wolken, durchziehend die Täler,
Wolken, sich neigend vorm Berg.
Wolken, umflorend die Gipfel,
Wolken bloß Flöckchen am Grat.
Wolken, dem Kühnen zu Füßen,
Wolken, umhüllend das Haupt.
Wolken, umschwärmend die Kronen,
Wolken, zerfetzt von der Hatz.
Wolken, vergoldend die Firste,
Wolken, bezeugend die Frist.
Wolken als Künder des Regens,
Wolken dem Bogen voraus.
Wolken, sich klammernd an Kämme,
Wolken, sich senkend zum Grund.
Wolken, als glitten bloß Seelen,
Wolken von teuflischer Last.
Wolken, umringend die Kehle,
Wolken, so göttlich wie weich.

Wolken, den Abend verkündend,
Wolken, verwehrend das Licht.
Wolken wie Schleier um Eden,
Wolken, verdüsternd den Blick.
Wolken gefallener Engel,
Wolken, als stiegen sie auf.
Wolken, als wär' es schon Abend,
Wolken, erhellend die Nacht.
Wolken, verbergend die Sonne,
Wolken als gütiger Schutz.
Wolken an glanzlosen Tagen,
Wolken, als strahlte die Welt.
Wolken, den Suchenden narrend,
Wolken, bloß nährend den Wald.
Wolken, den Wanderer nässend,
Wolken, dem Dürstenden Trank.

Wolken, den Einsamen zeichnend,
Wolken als Zeichen von Trost.
Wolken als Vorhut des Winters,
Wolken, des Sommers Spalier.

Wolken, den Morgen begrüßend,
Wolken, begrabend den Tag.
Wolken als stille Begleiter,
Wolken, bis gleitet der Fuß.

Wolken vor Luzifers Weinen,
Wolken als Kissen und Kuss.
Wolken als Boten des Unglücks,
Wolken als heiliger Dunst.

Wolken als Anhauch des Todes,
Wolken, als atmete Gott.

Paradiesgarten

Nachmittag am Zweiertisch: Und Pfeife raucht heut
Gott dazu: Denn zarte Schwaden kräuseln sich durchs
Blau. Der Blick liest ganz verträumt in diesen munt'ren
Fetzen, ahnt verwischt, was der dort oben denkt. Des
Gartens Margeriten streben täglich weiter in den Himmel,
eilig wie ein Gottesvolk. Nichts hält sie auf, der Rosen
Meer weicht schon zurück. Im Kopf pflanzt alles um
der Wind und ordnet Samen, wie er will. Vor seiner
Kraft beugt sich erschöpft der Geist und lässt das Stürmen
lächelnd sein. Dahinten läuten kleine Glocken noch zum
Mai. Bald summt der Junikäfer sein Gebrumm. Im Juli
feiert Hochzeitstag das Paar. Solange währt das Blütenfest.
Rückt auch der Stundenzeiger vor, euch Margeriten köpft
er nicht. Bestimmt? In dieser kleinen Fahne Rauchs, die
übers Haupt gen Morgen zieht, entziffer' ich den Schwung
des Ja.

Liebe ist Schöpfung

Ein gelbes Meer, der Sonne zugewandt, dem Licht. Ein Sonnenblumenfeld im Perigord. Wenn die Frau neben dir mit einem Lächeln verkündet: »Jede sagt zu dir: Nimm mich!« und du genau weißt, sie meint damit sich selbst, dann kann das der warme Weckruf zum Aufblühen einer großen Liebe sein. Irgendwann wirst du selbst zu jenem großen Feld voller Sonnenblumen, von denen eine jede exakt dieses Wesen anstrahlen möchte, auf das sie sich als Sonne und leuchtenden Wärmequell ihrer Existenz ausgerichtet hat. Ich glaube, ich würde den Haltepunkt inmitten jener kurzen Allee im mild gedämpften Licht eines Spätsommernachmittags noch heute bis auf den Meter genau wiederfinden. Jeder Gedanke an Verrat jener damals aufkeimenden Gewissheit ist längst für immer verdorrt.

Du liebst einen Menschen: Das ist dir gewiss. Und das Spiel seiner Augen verrät dir die Antwort: Geborgenheit webt immer dichter ihr großes gemeinsames Netz. Magst du dich hetzen und jagen, verirren, die Liebe ist immer schon da. Darin zeigt sich bei allen menschlichen Schwächen ihr göttlicher Anteil. Doch noch kennt sie, dein Herz, aller Unruhe Schläge, will prüfen, wie nah dir der andere ist, ob auch du, deine Seele, ihn findet, den Weg bis zur Kreuzung zurück, wo die Strahlen sich trafen, von Neuem begegnen und keiner ›Quo vadis?‹ mehr fragt. Also wechseln sich Ruhe, nervöse Erregung und jähe Ekstase als Herrscher des Tagesgeschehens bei Liebenden ab. Doch der Türsteher Mienen, sie bleiben stets gleich vor der Pforte zum alten Gesetz: Geh hindurch, sagt die Stimme, minutenlang hältst du Glückseligkeit aus.

Ja, es ist wahr: Die Aura der Liebe beflügelt Gedanken, die ansonsten vorbeischwirren würden wie irgendein Gartenvogel dort draußen vorm Fenster. Sie schafft jenen schwingenden Zweig, auf dem er sich niederlassen kann für die Strophen des Himmelsgesangs. Und jetzt sitzen da Scharen und putzen sich fröhlich den Schmuck des Gefieders, und all diese zwitschernden Gäste, sie fliegen erst auf, wenn die Botschaft des Lieds überbracht – kurz ein Flug in den Äther und wieder zurück. Junge Ideen nisten sich ein, Einfälle brechen ans Licht, taumeln hin, flattern her, plötzlich breiten sich Schwingen, du selbst steigst hinauf, spürst die Fülle statt einfach nur Luft. Jetzt reicht der Druck einer Hand, und leise nähern sich Worte, testen die Klänge, ergänzen sich rundend zu rauschenden Sätzen, schon fügen Gedanken sich locker zu feinen Girlanden – doch halt, alles Strömen lässt nach, rasch versiegt jedes Fließen, sobald du den Umkreis der Liebe verlässt: Jede Quelle wird Rinnsal, kein Tau an den Halmen,

bloß hilfloses Saugen, und langsam verdorrend verdöst du den trockenen Tag. Nur die Präsenz dieser Liebe, der einzige Hauch ihres Fingers, erweckt dich, erschafft eine Welt, die sonst Schattenreich bliebe und matt, wie erlahmt. Paradies, für Sekunden erahnt. Also dankst du der freundlichen Macht, ihrer schlanken Gestalt, die, zur Seite ganz still auf der Bank, dir den Flug der Gedanken ermöglicht und selber nicht weiß, wie sie's macht.

So – erfüllend, zur Kreativität verlockend, das Leben steigernd – stellen wir uns die Liebe »am liebsten« vor. Und das alles vermag sie ja auch, wenn man sie nur lässt. Zu Zeiten einer Pandemie kann es zur wunderbar stärkenden Aufgabe erwachsen, jenen Menschen zu beschützen, den man liebt: Aus Selbstbeschränkung erwächst grenzenlose Zuwendung, Enge wird Weite, Liebe zum Lebenshalt. Das Netz der Geborgenheit trägt, nirgends reißt es, und die Liebe besteht ihre Bewährungsprobe. Wem das inmitten der Bedrohung als Alltag widerfährt, erlebt ein großes Glück.

Doch auch, wer in einem Folterkeller Syriens seine Freunde nicht verrät, liebt die Welt. Pater Maximilian Kolbe ist anstelle eines Familienvaters in die Gaskammer gegangen. Die syrischen Weißhelme retten Leben, wo jedermann flieht. So, erst jetzt stimmt die Balance, denn Liebe ist nicht nur lieblich und romantisch. Wo der eine Vogelgesang vernimmt, quält einen anderen der Tinnitus grellsten Schmerzes oder platzt ihm das Trommelfell. Ohne solche Akte aufopfernder Liebe, wie sie Helferinnen und Alltagshelden weltweit immer wieder aufbringen, wäre die Welt längst zerfallen. Zu jedem Krieg gehört der Tross all derer, die hinter den Fronten zusammenflicken, was noch geht.

...

Vorm Abendmahl

Sag an, ob Gäste schon gekommen sind
und warten, Geist der tief gestimmten
Bitternacht! Sie nehmen sich, ich weiß,
von Brot und Wein, als sei's Geplänkel nur
vorm ersten Gang. Was soll ich anzieh'n,
sag, da nackt sie sehn in jeden Flitters Kleid
den Leib? Sag, haben sie des Schuldscheins
Last zur Hand, ist einer bei, der lässig fallen
lässt Papier? So meld' dem Kreis, wodurch
ich mich verpfändet hab dem ärgsten Grab –
ein Blinder, der sich schwarz verbarg. Sag,
haben sie sich abgeschminkt und netzen schon
den Essigschwamm? Wär's besser mit dem
Nagel in der Hand, der Krone, die mich sticht,
stünd' mir die Geißel recht zum Fest? Sag, sind
die Gäste schon im Hof? Dann reich nur roten
Vers zum blanken Wort. Sag, lassen sie mich
durch zur Unterwelt? Wird einer laden mich
als späten Gast und lesen aus mein Angesicht,
als stünde mahrend Liebe drin?

Am weißen Strom

flumen Albis

Wer will am Wildbach hoch im Fels
den Lauf ins Meer bestreiten?
Den breiten Strom, den lieben wir,
mag sanft er auch entgleiten.
Kurz vor der Mündung liegt ein Dorf,
zählt Fluten auf wie Leichen.
Der Wind geigt wie Freund Hein dort vor,
bis Wogen Wolken gleichen.

Noch mehr ist hier stets Wind geneigt,
dich endlos auszufeißen.
Die Küste nah, das Land bricht ab,
kein Mensch kann Wasser greifen.
Als flögst das ganze Leben lang,
blickst übers Meer im Spreiten:
Ziehst rasch der Schulter Flügel ein
aus Scheu vor letzten Weiten.

Was fressend liebt, sich paart auf Gras,
sinkt ein und muss sich stemmen.
Der Zeiten Fluss zog stets vorbei,
nichts findet man auf Gemmen.
Doch was stromauf als Nest gebaut,
was birgt's als Todes Zeichen?
Fest klammern Häuser sich am Grund,
das Mobiliar muss weichen.

So passend, Liebste, wandern wir
den Deich entlang zur Mündung.
Was je auf Tafelchen gebrannt –
zerscherbt, bevor's Verkündung.
Doch manchmal denk ich, hinter mir
läg' schon des Meeres Reißen,
ich trüg dich jenem Eiland zu,
das man im Sturm sieht gleißen.

Dann kann ich hoch zu Klippen zieh'n,
wo lernt' ich früh vom Scheitern.
Von Schuss und Fahrt ein Rumpf kommt an,
drob will mich schier erheitern.
Ich werf' dir hin der Bretter Holz,
magst draus dein Schifflin bauen.
Es wird dich tragen, wie's nur kann,
kannst bis ins Meer ihm trauen.

Gott

An manchen Tagen ist er mir so selbstverständlich – sogar das seit Kindertagen angelegte seltsam geschlechtliche ›er‹, mit dem ich an ihn denke –, dass es schon gar nicht mehr um einen bewussten Glaubensakt geht, sondern er geradezu mitlebt mit mir, als unbefragter Teil meines Alltags – so wie meine Frau, der Deich mit den Schafen vor der Tür oder das Haus, in dem ich herumwandere. An anderen Tagen ist mir die Welt öde und leer und erscheint ganz nebelgrau völlig ohne ihn dahingestellt, als gäbe es ihn gar nicht, wäre er ein Hirngespinnst, das hinter mir, wie lästige Spinnweben abgestreift, im Staube liegt; oder das Leben erscheint mir zumindest, als hätte er noch gar nicht mit seinem Schöpfungswerk begonnen. Das größtmöglich Denkbare ist dann zu einem vierbuchstabigen winzigen Wort geschrumpft, das leer und bedeutungslos geworden an meinen Lippen klebt. Und dann wiederum fällt mir ein Gedicht in den Schoß, als hätte es heute jemand besonders gut mit mir gemeint.

In meiner Kindheit war Gott in Elternhaus und Erziehung Platzhalter für so vieles, das in Wahrheit menschlicher Projektion und Verdrängung entsprang, psychischen Notbedürfnissen entsprach, dass ich über seiner ständigen Erwähnung das heimliche Gespräch mit ihm allmählich zu verlernen begann. Dieser Vatergott musste erst mal weg und beiseite geschafft werden. Zumindest galt es erst einmal dem Gott meiner frühen Jahre zu entrinnen, der ein ›Big Brother‹ war, wollte ich über die göttliche Frage nach Gott freier nachdenken. Ohne ikonoklastischen Bildersturm ging es nicht ab, und der damals geübte Spott verschafft mir noch heute Klarheit. So halten wir es nach der Jugend mit vielen Dingen, die wir wegschieben, um uns unsere eigene, meist viel zu gradlinig gedachte Bahn überhaupt vorstellen zu können. Oft haben wir dann zu viel aus dem Weg geräumt und bemerken Kahlschlag und Leerstelle erst reichlich spät; immerhin hatte der dem Kind vermittelte Gott auch viel mit Liebe zu tun.

Die erste wirkliche Wiederannäherung geschah in Italien, und ich kann sie verbildlichen. Gründonnerstag in Siena, ein Besuch in der eher wenig bekannten gotischen Franziskanerkirche, obwohl der weitgespannte Raum mit seiner offenen Holzbalkendecke und dem kapellenbestückten breiten Querschiff – ein klassischer T-förmiger Grundriss –, durchaus mehr Aufmerksamkeit verdient hätte. Ich jedenfalls fand ihn in der einsetzenden Dämmerung atemberaubend in seiner Schlichtheit, konsequenten Einheit und grenzenlosen Konzentration. Kaum ein Mensch in der riesigen Halle, und so wurde das Erlebnis intim. Hinten, in der ersten Kapelle

rechts vom Chor, war ein Abendmahlstisch gedeckt, weißes Tischtuch, alles bereit, brennende Kerzen. Keine Figuren, nur der Tisch. Zählte man nach, gab es ein Gedeck zu viel. Das konnte nur bedeuten: Setz dich dazu, nimm teil, werde Teil des Geschehens. Dies stille Bild war der Seele ihr erster liebevoller Anruf seit langem. ›Komm her, nichts ist bedrängend und furchtbar, keine Angst, auf dich wartet nur die Vereinigung von Liebe und Leiden in mir.‹ Der erwartungsvolle Tisch: Als würde das Mahl gleich beginnen, aber eben auch nicht ohne mich, der ich erst dazustoßen müsste. Die biblische Geschichte stand weniger im Vordergrund; vielmehr schien sie jetzt Symbol einer umfassenderen Ladung zu sein, das Gespür der fünf Sinne zu weiten und jenen feinnervigen Regungen zu folgen, die nicht sehen, aber doch glauben. Hier ging es um Unmittelbarkeit, nicht um definierte Religion.

Zur selben Osterzeit dann ein Besuch im Dom von Orvieto. Die zuvor gehörte Missa solennis hatte ich noch im Ohr, vor allem das ›Christe eleison‹ aus dem Kyrie, wo Beethoven nach den statuarischen Klängen des ›Kyrie eleison‹ die Musik ins Fließen bringt. Sehnsucht füllt plötzlich die Töne, die menschliche Stimme strömt dahin, und die letzte Wendung vor der Wiederholung des Anfangsteils bringt Liebe und Leiden gemeinsam zum Glühen. Das passte zu dieser weiten gotischen Basilika, einem der schönsten Kirchenräume ganz Italiens. Man betritt sie durch eine Eingangsfassade, die wie ein dreiteiliges spitzgiebliges gotisches Altarretabel gestaltet ist. Eine für diese Zeit typische Wundergeschichte hat im Mittelalter Anlass zum Bau des Domes gegeben: Einem böhmischen Priester, der die Transsubstantiation, also die reale und nicht nur symbolische Verwandlung von Brot und Wein zu Leib und Blut Christi leugnete, habe im nahen Bolsena beim Lesen der Messe die Hostie in seiner Hand zu bluten begonnen. Das befleckte Tuch des Zelebranten wird in einer Kapelle noch heute vorgezeigt. Solche Wunder scheinen mir denn doch zu passend, um wahr zu sein. Aber zusammen mit der magischen Intensität der Musik ergab sich dennoch eine Verbindung. Wieder verdichtete sich die Harmonie eines Ortes zum Anruf: Gott meint es ernst mit dir.

Allein auf der Welt

Ich spür noch die Lanze, mir öffnend die Seite,
ich fühl jetzt den Finger, ganz zögernd am Rand.
Dazwischen liegt Schlaf, bis es dreifach gedämmert,
ein Engel pflegt Wunden und träumt sie mir heil.

Den Leib noch verteilen, der tödlich geschlagen,
denn besser, sie trinken, eh alles versiegt.
Nichts konnt' mir die Wurzel vom Ölbaum erinnern,
nichts strich die Zikade vom göttlichen Plan.

Erst Tränen, an Fäden des Mondlichts zerrinnend,
dann sengte die Glut ihre Quellen zu Salz.
Ins pure Geschlecht brannten Blicke ihr Zeichen,
nur Fetzen der Vorhang – schwiegt, Vater, vor Scham?

Was hab' ich getan, dass so viele es wollten,
den Tod wie das Leben, bis beides ich gab?
Was hab' ich vollbracht, als mich alle verließen,
da niemand mehr glaubte, am wenigsten ich?

Gesichter, sie drangen durch Stein bis ans Lager,
als hätten mein Leid schon Propheten bezeugt.
Wer klärt mir die schrecklichen Bilder und Stimmen,
wer scheidet, was Fieber, was göttlicher Sinn?

Vollbracht hat das Licht seinen Weg unter Tage,
verwundert entsteig ich den Wunden der Nacht.
Drum her mit dem Finger, der unschlüssig stochert –
stoß zu wie die Lanze, zerfetz mir das Herz:

Begreife statt meiner, was Liebe vermag.

Bei Gott ein Humanist

Wir ahnen nur und wissen's nicht. Wir hoffen viel und warten nicht. Wir stopfen uns mit Früchten voll. Was maßt sich unser Hirn bloß an, ergründend seines Maßstabs Grund? Was engen wir das Göttliche auf Menschenwort und Regeln ein, als tagte hoch ein Amtsgericht, das ständig an der Robe zupft? Ein Gott im Paragraphendress? Was der angeblich alles will! Sie säbeln an der Vorhaut rum, als käm' der Leib verfehlt ans Licht. Man schnuppert Nachbars Schweinefleisch, als kotzte sonst der große Koch. Und wie man vögelt, isst und trinkt, behält der teuflisch gut im Blick. Woran das Pärchen denkt beim Sex, treibt ständig Papas Lenden um. Beim Thema Lust tritt, der uns schuf, vom einen auf des Sohnes Fuß. Kontrollfreak, seines Puffs Voyeur. Stellt, wer den Kosmos überschaut, an jedem Stern bloß Fallen auf? Statt dass man lacht, wird gleich geköpft? Hört niemand Bach? Liebt zu Chopin? Lernt Streicheln nicht, wer Mozart spielt? Hat geifernd je ein Geist geätzt, der Hafiz folgt und Rumis Reim? Ihr Theologen macht mich krank, wenn ihr die Welt aus Büchern lest. Entziffernd flache Täfelchen, entgeht euch, was sich blühend dreht. Als riefen Götter zum Diktat. Ihr führt die Kissenschlacht vorm Thron. Wär' Gott verbissen und Pedant, dann blieb' er ewig Terrorist. Zeugt nicht von Gnade, Brüder, sagt, dass man nur vage spüren kann, wie groß das Größte wirklich ist?

Nachwort

Zehn gebotene Sätze

I

Leben beginnt mit Teilhabe: Hinaus aus der Geburtshöhle, in der man symbiotisch mit seiner Lebensspenderin verbunden ist, hinaus in die Welt, eine geheimnisvolle Umgebung aus organischen und anorganischen Bestandteilen, die dieses Ich, zunächst noch gänzlich abhängig, zunehmend zu gliedern und zu erkennen beginnt – um allmählich zu begreifen, wie sehr es selbst im gleichen Moment vom Wurzelgeflecht, von der Gottesanbeterin wie von jedem Augenpaar, erkannt wird von aller Natur.

II

Was nach diesem Leben sein wird, ist nur das Pendant zu jener anderen Rätselfrage, die uns ebenfalls durch dieses Leben begleitet, warum und wieso wir überhaupt sind. Beide Fragen zusammen ermöglichen es uns aber erst, überhaupt auf Sinnsuche gehen zu können. Und jede Antwort auf eine der beiden Fragen wird die andere beeinflussen. Wenn wir das große Lebensrätsel nicht vollständig aufzulösen vermögen, sondern Lücken bleiben, kann das durchaus Sinn ergeben und uns gelassen machen.

III

Teilhabe bedeutet mehr und weniger als pures Haben, meint Ausweitung und Begrenzung zugleich. Wer teilhaben möchte, weil er Teil eines Ganzen ist, muss auch mit anderen teilen können und die Bedürfnisse und Lebensrechte aller miteinander abzuwägen wissen. Weder das Individuum noch die Menschheit darf alles für sich allein beanspruchen. Aber als Teil einer übergeordneten Einheit, als Bestandteil der gesamten Natur sind wir alle von vornherein reich beschenkt: Denn wir erfahren so Verbundenheit und Gemeinschaft, sind seit Anbeginn der abgründigen Einsamkeit mit uns selbst enthoben, sofern wir unser Verflochten-Sein nur kreatürlich wahrnehmen und tiefinnerlich wahrhaben wollen.

IV

Im Verlauf unserer Gattungsgeschichte haben wir immer mehr das Verständnis für unsere ›natürliche‹ Herkunft verloren, Teilhabe zu egoistischem Haben-Wollen verkürzt. Wer sich die Erde untertan machen möchte, unterliegt am Ende sich selbst. Hier wäre eine Rückkehr zur Einsicht sogenannter Naturvölker wahrer Fortschritt, die ganz selbstverständlich davon ausgehen, dass man der Natur, wenn man von ihr nimmt, auch etwas zurückgeben muss und dankbar zu sein hat. Wer vom Leben auf irgendeinem Mars träumt, denkt die Erde bereits als eine zerstörte mit.

V

Das reziproke Verhältnis zur natürlichen Umwelt gäbe uns beste Leitlinien, wie eine gute und gerechte Gesellschaftsordnung auszusehen hätte: Umweltzerstörung, Diversitätsverlust und Klimawandel zeigen auf, dass ein ungezügelter Freiheitsbegriff zu Verengung, Verlust, Gewalt und Elend führt, indem hier die Tat bereits naturgesetzlich die Strafe miteinschließt.

Reisen nach Innen

Landweg nach Atlantis.
Adams unbekannter Kontinent.
Im Nebel der Andromeda.
Zur Galaxie des Ich.
In achtzig Tagen zu mir selbst.
Gefangen in den Ringen des Saturn.
Blutrot vom Sichelschnitt des Monds.
Mit Lichtgeschwindigkeit zurück.
Der dunklen Hälfte Kartograph.
Im Sonnensturm gebranntes Kind.
Verfolgt vom Schwarzen Loch.
Nur mit dem Talglicht durchs Gehirn.
Dem Urknall nachgelauscht.
Im All die Nabelschnur durchtrennt.
Seit dem Trabantenball ein Paar.
Die ersten Schritte auf Gondwana.
Wieder mal an meinem Grab.
Mit Kain in meiner ersten Bar.
Verloren ganz und gar in Gott.
Mit Wolken zugedeckt und Nacht.
Auf Sternengang.